

Originalarbeit (Titelthema)

Constance Ohms

Intersektionalität in der psychosozialen Beratung zu Gewalt- und/oder Diskriminierungserfahrungen von Lesben, Schwulen und Trans*

Zusammenfassung: Die besondere Vulnerabilität von Lesben, Schwulen, Bisexuellen und Trans* (LSBT*), die mehreren gesellschaftlich marginalisierten Gruppen angehören, resultiert aus dem Umstand, dass sie wegen verschiedener Aspekte ihres Seins benachteiligt werden oder gar physische, psychische und sexualisierte Gewalt erleben. Auch erweisen sich Community-Räume, die ihnen wegen eines Aspekts ihres Seins Schutz, Würde und Anerkennung bieten, als ausgrenzend oder gar abwertend gegenüber anderen Aspekten ihres Seins: So erleben migrantische LSBT* beispielsweise in den LSBT*-Communitys Diskriminierungen und Gewalt wegen ihrer (ethnischen) Herkunft und in ihrer migrantischen Community Gewalt und Diskriminierungen wegen ihrer sexuellen oder geschlechtlichen Identität. Sie sitzen zwischen zwei Stühlen, was ihre Möglichkeiten, Unterstützung und Hilfe einzuholen, stark einschränkt. Eine von Diskriminierungen und Hassgewalt geprägte Lebenssituation befördert auch die Tabuisierung von häuslicher Gewalt in den Communitys, da befürchtet wird, bei Offenlegung negative Vorurteile zu bestärken. Verinnerlichte gesellschaftliche Homo- oder Transnegativität verstärkt zudem die Sichtweise, Gewalt in der Partner_innenschaft sei hinzunehmen oder sogar „gerechtfertigt“ wegen der nonkonformen Geschlechtsidentität. Die Zugehörigkeit zu einer weiteren marginalisierten Gruppe spielt zudem in der Gewaltdynamik selbst eine zentrale Rolle, so kann über diese zusätzliche Vulnerabilität Kontrolle und Macht über den_die Partner_in ausgeübt werden. Die Vulnerabilität von mehrfach diskriminierten Lesben, Schwulen und Trans* zeigt sich unter anderem in antizipativem Verhalten, das sich auch in einem höheren Misstrauen gegenüber Therapeut_innen ausdrücken kann. Ist das Erleben von häuslicher Gewalt der eigentliche, aber versteckte Grund, eine Beratung oder Therapie in Anspruch zu nehmen, kommen zudem Tabuisierungsmechanismen der Communitys zum Tragen. Infolgedessen kann es sein, dass das Thema erst sehr spät im Therapie- oder Beratungsprozess benannt wird und stark von Tabuisierung und verinnerlichter Homo- oder Transnegativität geprägt ist.

Schlüsselwörter: Vulnerabilität, Geschlechtsidentität, Mehrfachdiskriminierung, häusliche Gewalt, Tabuisierung, Hürden der Zugänglichkeit

Counselling of lesbian, gay and trans* people experiencing violence and or abuse and intersectionality

Summary: The very specific vulnerability of LGBT* people is a result of their discrimination or physical, psychological or sexual abuse because of various aspect of their being. LGBT* communities provides space for shelter, dignity and self-esteem on grounds of sexual orientation and/or gender identity. Nevertheless, they are discriminatory or even abusive toward other aspects of identity: For example, migrant LGBT* experience discrimination and even violence within LGBT* communities because of their ethnicity – and are discriminated or even experience violence within their migrant community because of their sexual or gender identity. Their situation can be described as being caught between two stools; this restricts their possibilities in getting help and support, if needed. If a multi-discriminated LGBT*person is additionally experiencing domestic abuse in her_his relationship s_he will be confronted with tabooization of domestic abuse within their communities: Tabooization is a result of discrimination and therefore of specific vulnerability of LGBT*. The communities are afraid that talking about domestic violence could promote or enhance prejudice and stigmatization because of sexual or gender identity. Furthermore, internalised homo- or transnegativity could promote the attitude that LGBT* deserve domestic violence because of their “deviant” sexual or gender identity. Being discriminated on various reasons of one’s being has an impact on abusive dynamics itself: an additional vulnerability may be exploited and (ab)used for establishing power and control. The very specific vulnerability of multidiscriminated lesbians, gays or trans*people might be expressed in anticipatory behaviour like increased distrust of psychotherapists. If the hidden, but main reason of demanding therapy is the experience of domestic abuse, tabooization mechanisms of LGT* communities may have an impact on the therapeutical process, as well as internalised homo- or transnegativity. Therefore, it could be that the main reason for demanding therapy might be mentioned late in the process and will be deeply influenced by tabooization and internalised homo- or transnegativity.

Key words: Vulnerability, gender identity, multidiscrimination, domestic abuse, tabooization, obstacles for accessibility

Intersezionalità nella consulenza psicosociale relativa alle esperienze di violenza e/o discriminazione di lesbiche, gay e trans*

Riassunto: La particolare vulnerabilità di lesbiche, gay, bisessuali e trans* (LGBT*), i quali appartengono a più gruppi marginalizzati dalla società, risulta dal fatto che a causa di vari aspetti del loro essere vengono ostacolati o addirittura sottoposti a violenza fisica, psichica e sessualizzata. Anche gli spazi comunitari volti a offrire loro protezione, dignità e riconoscimento a causa di uno degli aspetti del loro essere, si sono dimostrati emarginanti e sminuenti nei confronti di altri aspetti del loro essere: così le persone LGBT* migranti nelle comunità LGBT* vivono ad esempio discriminazione e violenza a causa della loro provenienza (etnica), mentre nella loro comunità di migranti sono soggette a violenza e discriminazione a causa della loro identità sessuale. Si trovano "tra l'incudine e il martello", il che limita fortemente la loro

possibilità di chiedere sostegno e aiuto. Una situazione caratterizzata da discriminazioni e violenza domestica favorisce anche la tabuizzazione di questa violenza nelle comunità, poiché si teme che uscendo allo scoperto si possano rafforzare pregiudizi negativi. Omonegatività e transnegatività sociali interiorizzate rafforzano inoltre l'opinione che la violenza subita dalla/dal partner debba essere accettata o sia addirittura "giustificata" a causa dell'identità sessuale non conforme. L'appartenenza a un ulteriore gruppo marginalizzato svolge inoltre un ruolo centrale nella dinamica della violenza stessa poiché attraverso questa ulteriore vulnerabilità è possibile esercitare controllo e potere sulla/sul partner. La vulnerabilità di lesbiche, gay e trans* multidiscriminati si mostra pure attraverso un comportamento anticipatorio che si può esprimere anche con una maggiore sfiducia nei confronti della/del terapeuta. Se la violenza domestica vissuta è il vero motivo nascosto per avvalersi di una consulenza o terapia, è necessario considerare i meccanismi di tabuizzazione della comunità: ne può conseguire che l'argomento venga citato solo molto tardi nel processo terapeutico/di consulenza e sia fortemente caratterizzato dalla tabuizzazione, dall'omonegatività e dalla transnegatività interiorizzate.

Parole chiave: vulnerabilità, identità sessuale, multidiscriminazione, violenza domestica, tabuizzazione, ostacoli all'accessibilità

Der zentrale Normbruch, den Lesben, Schwule oder Trans* vermeintlich begehen, geschieht entlang der Kategorie Geschlechtlichkeit: Zum einen handelt es sich um eine Abweichung von der Hetero-Norm hinsichtlich der sexuellen Identität und zum anderen um eine Abweichung bezüglich der Konsistenz von psychologischem und biologischem Geschlecht, wobei Letzteres auf ein binäres Geschlechtermodell reduziert wird.

Zentrales Element der normativen Werteordnung westeuropäischer Gesellschaften ist die Geschlechtlichkeit eines Menschen: Normativ ist, dass ausgehend von einer binären Geschlechterordnung es nur Mann und Frau gibt, und diese sowohl in ihrer Geschlechtsidentität (psychologischem Geschlecht) als auch in ihrem sozialen Geschlecht (der Geschlechterrolle) den normativen Vorgaben entsprechen, ebenso in ihrer sexuellen Orientierung, die normativ auf das Gegengeschlecht ausgerichtet ist.

Innerhalb dieser normativen Ordnung gibt es allerdings Privilegierungen, die sich alleine auf das männliche Geschlecht beziehen, daher kann die gesellschaftliche Ordnung letztendlich als heterosexistisch beschrieben werden: Es gilt, vor allem die Etabliertenrechte (vgl. Heitmeyer, 2011) einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe zu sichern: männlich, autochthon, weiß, 30–40 Jahre alt, heterosexuell, schlank, nicht behindert.

Mittels Ausschlüssen, (negativen) Wertungen und Zuschreibungen wird Personen, die von dieser Norm abweichen, direkt (unmittelbare Diskriminierung) oder indirekt (mittelbare Diskriminierung) der Zugang und die Teilhabe an gesellschaftlichen Ressourcen erschwert oder gar verwehrt. Die Legitimierung oder gar die Ausübung von Gewalt gegen soziale Minderheiten hat einen „normverlängernden“ Charakter und dient letztlich der Wahrung von Etabliertenrechten: Menschen, die Schwule, Lesben, Trans* oder Queers attackieren, ihre Einrichtungen beschmieren, Scheiben einwerfen usw., erachten ihr Handeln als Sanktion eines Normbruchs und daher nicht als Un-Recht. Durch eine staatliche Sanktionsschwäche wird der normverlängernde Charakter der Straftaten ebenfalls aufrechterhalten. Zugleich wird den von Gewalt oder Diskriminierungen betroffenen sozialen Minderheiten signalisiert, dass ihr Status am Rand der Gesellschaft als legitim erachtet wird.

Diese Skizzierung einer sogenannten heterosexistischen Gesellschaft ist für meine Überlegungen bedeutsam, denn eine der zentralen normativen Diskriminanten ist die (binäre) Geschlechtlichkeit. Nun ist es allerdings so, dass sich die Kategorie Geschlecht in den vergangenen Jahren sehr ausdifferenziert hat und die Vielfalt von Geschlechtlichkeit sich nicht länger in eine binäre Ordnung von männlich und weiblich pressen lässt; aus biologischer Sicht ist die Annahme, dass es nur zwei Geschlechter gibt, nicht zu halten (Voß, 2010, 2011). Zudem haben die Kategorien männlich und weiblich selbst sich stark ausdifferenziert, vor allem mit Blick auf das soziale Geschlecht, also der Geschlechtsrolle.

Menschen, deren Geschlechtsidentität mit dem zugeordneten biologischen Geschlecht übereinstimmt, werden mit „cis“ näher beschrieben. Dieses Adjektiv wurde von dem Sexualwissenschaftler Volkmar Sigusch (1992) geprägt und ist das Pendant zu „trans“: Trans* beschreibt Personen, bei denen das psychologische Geschlecht nicht dem zugewiesenen Geschlecht entspricht, welches in der Regel anhand bestimmter biologischer Kriterien bestimmt wird.

Ein weiterer normativer Aspekt der Geschlechtlichkeit ist die sexuelle Orientierung: Normativ gesetzt ist eine auf das Gegengeschlecht ausgerichtete sexuelle Orientierung, die Heterosexualität. Diese setzt allerdings die Annahme voraus, dass es nur zwei Geschlechter gibt und das Gegenüber eine eindeutige Geschlechtlichkeit besitzt und sich mit dieser identifiziert. Das Pendant zur Heterosexualität ist die Homosexualität, ebenfalls mit den genannten Voraussetzungen.

Verlässt man das binäre Ordnungssystem von männlich und weiblich, wird es schwieriger, die sexuelle und emotionale Hinwendung zu einer Person zu beschreiben. Eine Möglichkeit bietet die Beschreibung der sexuellen Orientierung als pansexuell, also jenseits von männlich und weiblich und dafür alleine auf den Menschen bezogen. Aus der sexuellen Orientierung entwickelt sich eine sexuelle Identität, allerdings nur dann, wenn eine bewusste Auseinandersetzung mit dem eigenen sexuellen Begehren stattfindet. Das ist meist dann der Fall, wenn dieses einen vermeintlichen Normbruch zur Folge hat und daher dem Risiko unterliegt, sanktioniert zu werden. Die Auseinandersetzung damit, die Erkenntnis dessen und schließlich die innere Gewissheit darüber, in seinem sozialen, emotionalen, kulturellen und sexuellen Begehren auf einen Menschen des gleichen Geschlechts ausgerichtet zu sein, ist eine zentrale Phase des sogenannten „Coming-out“.

Ogleich sich sprachlich die Formulierung LSBT*IQ etabliert hat, um Lesben, Schwule, Bisexuelle, Trans*, Intersexuelle und Queers zu benennen, werden hier letztendlich unsystematisch verschiedene Aspekte von Geschlechtlichkeit subsumiert: Bei Lesben, Schwulen und Bisexuellen steht die sexuelle Orientierung und Identität im Vordergrund, während Trans* für eine vom biologischen Geschlecht abweichende Geschlechtsidentität steht; Intersexuelle sind Personen, die Merkmale mehrerer biologischer Geschlechter aufweisen, und Queers (aber auch einige Transgender) bewegen sich in ihrem Selbstverständnis jenseits einer binären Geschlechterordnung. Transidente Menschen, also Frau-zu-Mann-Transidente oder Mann-zu-Frau-Transidente, verorten sich innerhalb der binären Geschlechterordnung, können in ihrer sexuellen Orientierung allerdings ebenso vielfältig sein wie alle anderen Menschen auch: Sie können heterosexuell, homosexuell, bisexuell usw. sein. Lesben, Schwule, Bisexuelle können also Cis-Personen oder aber Trans*-Personen sein.

Diese Ausdifferenzierungen sind interessant, zeigen sie doch eine Vielfalt unterschiedlicher Facetten von Geschlechtlichkeit auf – die im Gegensatz zu der dann doch recht einfach strukturiert erscheinenden Heteronormativität steht.

Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen von LSBT*

Lesben, Schwule und Trans* brechen mit wenigstens zwei normativen Kategorien: den sexuellen und den geschlechtlichen Identitäten. Die Folgen dieser Normbrüche sind umfangreiche Erfahrungen von Diskriminierungen und/oder Gewalt:

Laut einer Untersuchung der Agentur der Europäischen Union für Grundrechte (2012) wurden in Deutschland 47 Prozent der Lesben, ebenfalls 47 Prozent der Schwulen, 45 Prozent der bisexuellen Frauen, 40 Prozent der bisexuellen Männer und 33 Prozent der Transgender in den zwölf Monaten vor der Untersuchung wenigstens einmal physisch oder sexualisiert angegriffen oder anderweitig mit Gewalt bedroht, und zwar wegen ihrer sexuellen Orientierung oder ihrer Geschlechtsidentität. Weitere 39 Prozent der Lesben, 37 Prozent der Schwulen, 46 Prozent der bisexuellen Frauen, 45 Prozent der bisexuellen Männer und 37 Prozent der Transgender berichten, wenigstens zweimal attackiert worden zu sein. Diese Zahlen beziehen sich nur auf Deutschland und zeigen ein unglaubliches Ausmaß an Gewalt oder zumindest der Androhung von Gewalt wegen der sexuellen Orientierung oder der Geschlechtsidentität auf.

Auch hatten zumindest jede dritte Lesbische Frau und 41 Prozent der Transgender das Gefühl, in den sechs Monaten vor der Untersuchung wegen ihrer sexuellen Orientierung oder wegen ihrer Geschlechtsidentität weniger respektvoll oder höflich als andere Menschen behandelt worden zu sein.

Die Möglichkeit, Diskriminierungen oder Gewalt zu erleben, führt dazu, Orte und Situationen zu (ver)meiden, die dieses Potential in sich bergen: Aus Angst vor möglichen gewalttätigen Übergriffen vermeiden 44 Prozent der Lesben und 54 Prozent der Transgender bestimmte Orte oder Örtlichkeiten, laut benannter Studie vermeiden 33 Prozent der Lesben generell oder je nach Einschätzung der Situation, sich an ihrem Arbeitsplatz zu outen. 35 Prozent der Schwulen verhalten sich gleichermaßen und 62 Prozent der Trans* vermeiden es ebenfalls, ihre „abweichende“ Geschlechtsidentität am Arbeitsplatz offenzulegen. Das Verschweigen bedeutsamer Lebens- und Liebeszusammenhänge hat eklatante Folgen auf das Wohlbefinden und die Akzeptanz der (versteckt lebenden) LSBT* Person.

Die Sorge, Diskriminierungen oder Gewalt zu erleben, beeinflusst zudem das äußere Coming-out von Lesben, Schwulen oder trans* Jugendlichen: Nach einer Studie des Deutschen Jugendinstituts (Krell/Oldermeier 2015) haben 82 Prozent der befragten Jugendlichen berichtet, mindestens einmal wegen ihrer sexuellen Orientierung oder ihrer geschlechtlichen Identität ungerechtfertigt benachteiligt oder belästigt worden zu sein. Diesen realen Erfahrungen geht zudem die Sorge voraus, bei einem Coming-out diskriminiert zu werden: 74 Prozent befürchten dann, im Freund_innenkreis abgelehnt zu werden, 69 Prozent der befragten Jugendlichen befürchten, in der Familie Ablehnung zu erfahren, und 66 Prozent rechnen zumindest mit verletzenden Bemerkungen oder Blicken.

Vulnerabilität und Minderheitenstress

Reale oder antizipierte Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen sowie die Verinnerlichung gesellschaftlicher Abwertungen kennzeichnen die besondere Vulnerabilität von Lesben, Schwulen und Trans*; vulnerable Bevölkerungsgruppen sind spezifischen Stressfaktoren ausgesetzt und haben Schwierigkeiten, diese zu bewältigen (Minderheitenstress). Diese Schwierigkeiten entstehen nicht nur aus einem Mangel an persönlichen Ressourcen, sondern auch aus Einschränkungen oder gar der Verwehrung des Zugangs zu gesellschaftlichen Ressourcen, der eine gleichberechtigte Teilhabe an Wohlstand und Glück überhaupt erst ermöglicht.

Bei den Stressoren wird unterschieden zwischen denjenigen, die allgemein alle Menschen betreffen können, und denjenigen, die auf zentrale Aspekte der Identität eines Menschen abzielen, so beispielsweise auf die von der Hetero-Norm abweichende sexuelle Orientierung oder Geschlechtsidentität. Diskriminierungen wegen Langzeitarbeitslosigkeit oder wegen Obdachlosigkeit beispielsweise sind distale Stressoren, da sie jeden Menschen in der Gesellschaft treffen (können), während Diskriminierungen wegen der sexuellen oder geschlechtlichen Identität den Kern der eigenen Identität angreifen und somit eng mit dem eigenen Sosein verwoben sind (proximale Stressoren).

Das Erleben von Diskriminierungen und/oder Gewalt wegen der sexuellen oder geschlechtlichen Identität, aber auch ein Verhalten zu ihrer Vermeidung kann zu starken psychischen Belastungen führen. Inzwischen weisen zahlreiche Studien zur Gesundheit von Lesben, Schwulen und Trans* darauf hin, dass ein höheres Niveau von Angststörungen, Depression, Sucht und Suizidalität vorhanden ist als bei cis-heterosexuellen Menschen (Sandfort et. al., 2001, Wolf, 2004; Dennert, 2006).

Den belastenden Faktoren (Stressoren) stehen allerdings auch Faktoren gegenüber, die den Stress abmildern und möglicherweise sogar dazu führen, das Belastungsniveau insgesamt abzusenken. So weist zum Beispiel eine Studie von Olson et al. (2016) darauf hin, dass trans* Kinder, die bereits sozial in ihrem Zielgeschlecht leben und von der Herkunftsfamilie unterstützt und akzeptiert werden, keine höheren Werte von Depression und nur leicht erhöhte Werte von Angst oder Bedrückung im Vergleich zu gleichaltrigen Kindern aufweisen. Auch zeigen die Kinder, die sozial in ihrem Zielgeschlecht leben, deutlich geringere Raten an verinnerlichter Psychopathologie als trans*Kinder, die in ihrem bei Geburt zugewiesenen Geschlecht leben (müssen). Die Herkunftsfamilie kann folglich ein sehr bedeutsamer Resilienzfaktor sein – aber eben auch ein zentraler Stressor, wenn das Kind dort Ablehnung, Zwang und Gewalt erlebt.

In die obigen Betrachtungen sind allerdings noch keine Effekte einbezogen, die durch die Zugehörigkeit zu verschiedenen marginalisierten oder diskriminierten Bevölkerungsgruppen entstehen, wie sie bei einem Menschen, der gleich von mehreren normativen Zuschreibungen abweicht, auftreten können. Auch diese Normbrüche unterliegen dem Risiko der Sanktionierung.

Eine in Deutschland von 2000 bis 2010 durchgeführte Langzeitstudie zur gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit zeigt eine hohe Korrelation von Homonegativität und Sexismus, aber auch Rassismus, Antisemitismus, Fremdenfeindlichkeit, Islamfeindlichkeit und der Abwertung asylsuchender, obdachloser oder langzeitarbeitsloser Menschen auf (Heitmeyer, 2011). Auch nachfolgende Studien wie die zur „Fragilen Mitte“ (Zick, Klein 2014) bestätigen diesen Zusammenhang. Heitmeyer (2011) kommt zu dem Schluss, dass es bei der Abwertung von Menschen vor allem darum geht, Ungleichwertigkeit zu markieren, zu stabilisieren und zu legitimieren.

Intersektionale Betrachtung von Diskriminierung und Gewalt: syndemische Effekte

Diese Effekte des Zusammenwirkens mehrerer Diskriminierungsdimensionen lassen sich an mehreren Beispielen veranschaulichen.

Eine niederländische Studie (Geijtenbeek & Plug, 2015) weist nach, dass in Vollzeit erwerbstätige transidente Frauen, also Mann-zu-Frau-Transidente, nachdem sie in ihrem Zielgeschlecht leben, in die Sexismus-Falle tappen und 16 Prozent bis 23 Prozent weniger verdienen, während Transmänner, also Frau-zu-Mann-Transidente, sogar ein leicht höheres Einkommen haben. Auch in dem Jahr nach der Transition verzeichnen die Gehälter der Transmänner einen leichten, wenn auch moderaten Anstieg im Laufe der Zeit, während die Gehälter der Transfrauen stagnieren und auf niedrigem Niveau verbleiben.

Eine andere Studie aus dem deutschen Bundesland Nordrhein-Westfalen (Fuchs, Ghattas et.al. 2015. Quelle: [lsvd.de/fileadmin/pics/Dokumente/TSG/Studie_NRW.pdf](https://www.lsvd.de/fileadmin/pics/Dokumente/TSG/Studie_NRW.pdf)) zeigt ebenfalls einen engen Zusammenhang zwischen Transition und ökonomischer Situation und sozialem Status auf. So waren zum Zeitpunkt der Erhebung 26 Prozent der Transmänner auf eine staatliche Transferleistung, Arbeitslosengeld II, angewiesen, das mit Sozial-

hilfe gleichzusetzen ist und in einer Langzeitarbeitslosigkeit begründet ist. Auch bezogen 19 Prozent der Transfrauen Arbeitslosengeld II. Dem gegenüber liegt das Sozialhilfeniveau in Nordrhein-Westfalen bei durchschnittlich 11,1 Prozent. Das hohe Ausmaß an Langzeitarbeitslosigkeit weist darauf hin, dass eine Abweichung von der Hetero-Norm schwerwiegende Folgen für die Betroffenen haben kann: Coming-out und Transition können zu Problemen am Arbeitsplatz führen, bis hin zu dessen Verlust. Auch in der Posttransitions-Phase haben es trans*Personen sehr schwer, einen (neuen) Arbeitsplatz zu finden; es drohen Verarmung und sozialer Abstieg. In dieser prekären Lebenssituation sind transidente Menschen mit weiteren Vorurteilen und Stigmatisierung wegen ihrer Armut oder Langzeitarbeitslosigkeit konfrontiert. So waren 2011 immerhin annähernd 53 Prozent der deutschen Bevölkerung davon überzeugt, dass Langzeitarbeitslose nicht wirklich daran interessiert seien, einen Job zu finden (Heitmeyer, 2011). Andere Gründe, die zu einer erschwerten Arbeitsaufnahme beitragen können, werden ausgeblendet oder gar abgewertet. Die Stigmatisierung wegen der Langzeitarbeitslosigkeit ist also ein Stressor, der zusätzlich zu den Diskriminierungen oder Gewalterfahrungen wegen der sexuellen Orientierung oder Geschlechtsidentität zum Tragen kommt.

Der Anteil von lesbischen, bisexuellen und schwulen Menschen an der Gesamtbevölkerung beträgt zwischen 5 und 10 Prozent und laut der Deutschen Gesellschaft für Transidentität und Intersexualität wird der Anteil von transidenten Menschen an der Gesamtbevölkerung auf circa 1 Prozent geschätzt, bei den obdachlosen Jugendlichen liegt er jedoch bei ungefähr 25 Prozent (Corliss et al., 2011). Es wird vermutet, dass die Jugendlichen wegen Diskriminierungen oder Gewalterfahrungen aufgrund ihrer sexuellen Orientierung oder ihrer Geschlechtsidentität die elterliche Wohnung verlassen (müssen). Leben die Jugendlichen auf der Straße, werden sie erneut stigmatisiert, denn Vorurteile gegen Obdachlose sind in Deutschland weit verbreitet: So waren im Jahr 2011 immerhin 35,4 Prozent der deutschen Bevölkerung der Meinung, dass bettelnde Obdachlose aus den Fußgängerzonen entfernt werden sollten (Heitmeyer, 2011).

Lesben, Schwule und Trans* mit einer Migrationsbiografie erleben innerhalb der LST* Communitys, die ein Ort der Selbstvergewisserung der sexuellen Orientierung und Identität sind, Ausgrenzungen bis hin zu offener Fremdenfeindlichkeit und zugleich Homonegativität in ihrer migrantischen Gemeinschaft, die ein Raum der Selbstvergewisserung hinsichtlich der migrantischen Identität ist (Ohms, 2014). Negative Erfahrungen wegen unterschiedlicher Aspekte des eigenen Seins können dazu führen, die jeweiligen Aspekte situationsbedingt zu verschweigen, was zu einer immensen psychischen Belastung führen kann.

Das Zusammenwirken von in unterschiedlichen Diskriminanten begründeten Stressoren wie beispielsweise das Erleben von Fremdenfeindlichkeit und das Erleben von Diskriminierungen wegen der Geschlechtsidentität oder der sexuellen Orientierung wird als syndemischer Effekt beschrieben (Langer, 2009).

Es kann vermutet werden, dass syndemische Effekte, die sich durch Mehrfachdiskriminierungen ergeben, die Vulnerabilität bestimmter marginalisierter Gruppen wie beispielsweise LSBT* mit Migrationsbiografie oder LSBT* mit Behinderungen oder Beeinträchtigungen deutlich erhöhen. Durch Mehrfachdiskriminierungen wird der Zugang zu gesellschaftlichen Ressourcen, die unterstützend wirken könnten, wesentlich erschwert, denn die betroffene Person antizipiert nun sowohl fremdenfeindliche oder behindertenfeindliche als auch homo- oder transnegative Haltungen.

Andererseits können Privilegierungen, die sich aus der Zurechnung bestimmter Eigenschaften oder Merkmale ergeben, beispielsweise die Zugehörigkeit zur Mittelschicht, ein hoher Bildungsgrad oder cis-männlich zu sein, die Vulnerabilität abmildern.

Die Fähigkeit, in der Not Unterstützungsangebote wahrzunehmen, ist ein zentraler Resilienzfaktor. Damit er wirksam werden kann, müssen entsprechende Angebote nicht nur vorhanden, sondern möglichst hürdenlos zugänglich sein.

Ein weiterer zentraler Resilienzfaktor für Lesbian, Schwule und Trans* ist die LST* Community: Hier erfahren Lesbian, Schwule und Trans* Wertschätzung und Unterstützung in ihrem geschlechtlichen Sosein. Die LST* Communitys stellen folglich eine bedeutsame Ressource für die Stabilisierung und/oder Wiedererlangung psychischer Gesundheit dar. Allerdings, wie bereits skizziert, zeigt sich, dass diese Ressource nicht allen Lesbian, Schwulen oder Trans* gleichermaßen zugänglich ist: Auch hier finden Ausschlüsse und Diskriminierungen statt, sei es wegen einer Behinderung oder wegen des sozialen Status, der ethnischen Herkunft, des Alters, der Geschlechtsidentität oder wegen eines anderen Merkmals. Auch diese Ausschlüsse verstärken die Vulnerabilität der von Mehrfachdiskriminierung betroffenen LST*.

Auch der finanzielle Spielraum, der einem Menschen zur Verfügung steht, ist eine Quelle, aus der sich die Resilienz speist. Einige strukturelle Benachteiligungen können mittels eigener finanzieller Möglichkeiten

kompensiert werden, womit die Vulnerabilität abgemildert wird. Ein Beispiel: Das deutsche Recht sieht vor, dass transidente Personen zwei Jahre in ihrem Zielgeschlecht leben und zweimal begutachtet werden, bevor sie ihren Personenstand ändern können (vgl. Richter-Appelt et.al. 2014). In diesen zwei Jahren tragen die Krankenkassen aber nicht die Kosten der Utensilien, die es der Person erleichtern würden, als Person im Zielgeschlecht wahrgenommen zu werden: Kleidung, Perücken, Binder, Laser-Epilation usw. Ohne eigene finanzielle Spielräume gleicht diese zweijährige „Probezeit“ eher einem Spießrutenlauf als der Unterstützung der Selbstvergewisserung.

Eine weitere Ressource, aus der sich die Resilienz speist, ist der soziale Nahraum, die Partner_innenschaft. Dort erfahren Lesben, Schwule und Trans* Wertschätzung und Akzeptanz ihres Soseins. Der Freund_innenkreis gilt als erste Anlaufstelle, um diskriminierende oder gar gewalttätige Erfahrungen zu bewältigen (Ohms, 2000). Die Beziehung ist ebenfalls ein Ort der Selbstvergewisserung und wird als Raum wahrgenommen, in dem weder Abwertungen noch andere Formen der Geringschätzung vorkommen. Die Vulnerabilität und der Minoritätenstress führen aber auch dazu, der (Paar)beziehung eine besondere Bedeutung beizumessen, sie gar zu überhöhen.

Häusliche Gewalt in LST* Partner_innenschaften

Verschiedene Studien legen die Vermutung nahe, dass Gewalt in der Partner_innenschaft bei Lesben, Schwulen und Trans* zumindest in gleichem Ausmaß vorkommt wie in heterosexuellen Beziehungen. Nach Henderson (2003-; Quelle: sigmaresearch.org.uk/files/report2003.pdf) haben immerhin 29 Prozent der schwulen Männer und 22 Prozent der lesbischen Frauen Gewalt durch den aktuellen Partner oder die aktuelle Partnerin erfahren. Nach einer Studie des US-amerikanischen National Center for Injury Prevention and Control (2010; Quelle: <https://www.cdc.gov/violenceprevention/intimatepartnerviolence/datasources.html>) haben gar 40 Prozent der Frauen, die sich als lesbisch definierten, physische, sexualisierte oder psychische Gewalt durch die aktuelle Partnerin erlebt. Bezieht man den herkunftsfamilialen Kontext ein, so zeigt sich nach einer Studie des US-amerikanischen National Center for Transgender Equality (2011; Quelle: <http://www.avp.org/resources/avp-resources/95>), dass wenigstens 19 Prozent der jungen Transgender Gewalt durch ein Mitglied ihrer Herkunftsfamilie erlebt haben, wobei Transmädchen und -frauen deutlich häufiger Gewalt ausgesetzt sind als Transjungen und -männer (22 gegenüber 15 Prozent). Wir reden also von einem recht hohen Gewaltpotential im sozialen Nahraum, der durch emotionale Nähe und dementsprechend hoher Vulnerabilität geprägt ist.

LST*-spezifische Stressoren, also beispielsweise Diskriminierungserfahrungen, das Antizipieren von Gewalt und Diskriminierung und verinnerlichte Homonegativität, wirken auch im Fall von häuslicher Gewalt und verstärken in besonderem Maß die Vulnerabilität derjenigen Lesben, Schwule und Trans*, die von Gewalt in der Partner_innenschaft oder im sozialen Nahraum betroffen sind.

Eine Offenlegung dieser Erfahrung bedeutet immer ein zweifaches Offenlegen: der sexuellen oder geschlechtlichen Identität und des Erlebens von Gewalt in der Partner_innenschaft. Verinnerlichte Homonegativität kann dazu führen, die eigene (von der Norm abweichende) sexuelle Identität zu verschweigen, was es wiederum erschwert, beispielsweise im Freund_innenkreis Hilfe und Unterstützung einzuholen. Die Offenlegung der sexuellen Identität oder einer Trans*-Vergangenheit kann als Druckmittel eingesetzt werden, den die Partner_in zu kontrollieren und Macht in der Beziehung zu etablieren. Verinnerlichte Homo- oder Transnegativität stellt einen Risikofaktor für die Ausübung von Gewalt dadurch dar, dass die Leibhaftigkeit des der Partner_in eben jenen Aspekt der eigenen Identität widerspiegelt, den man verachtet.

Alleine der Umstand, dass es sich um eine gleichgeschlechtliche oder trans* Beziehung handelt, hindert also viele von Gewalt in der Partner_innenschaft betroffene lesbische Frauen, schwule Männer oder Trans* daran, Unterstützung in Anspruch zu nehmen, rechtliche Schritte einzuleiten oder gar die Polizei einzuschalten. Denn hier müsste die sexuelle Orientierung und vielleicht sogar die Geschlechtsidentität offengelegt werden – zusätzlich zu dem Stigma, von Gewalt in der Partner_innenschaft betroffen zu sein.

Die Analyse von Gewalt in der Partner_innenschaft von Lesben, Schwulen und Trans* unterscheidet sich an verschiedenen Punkten deutlich von derjenigen der häuslichen Gewalt in heterosexuellen Beziehungen.

Nach aktuellem Stand der Forschung ist in heterosexuellen Beziehungen meist der Mann derjenige, der gewalttätig wird. Täter häuslicher Gewalt werden oft als wertkonservativ beschrieben; mit der Ausübung von Gewalt sichern und festigen sie ihre Etabliertenrechte als Cis-Mann. Das vorherrschende Erklärungsmodell der Geschlechtsspezifität von Gewalt lässt sich allerdings nicht auf gleichgeschlechtliche oder trans* Beziehungen übertragen, zumindest nicht, ohne homonegative Vorurteile wie beispielsweise, es sei „immer die männlich

wirkende Lesbe, die schlägt“, zu befördern. Daher richtet sich der Blick auf die Gewaltdynamik an sich – und nicht auf die Geschlechtlichkeit der gewaltausübenden Person.

Risikofaktoren, die allgemein Gewalt in der Partner_innenschaft begünstigen, können nicht eins zu eins auf LSBT* Beziehungen übertragen werden. So wird Sucht, beispielsweise Alkoholismus, als Risikofaktor und Erklärung für die Ausübung von Gewalt herangezogen. Dieses Erklärungsmodell kann jedoch für die Beschreibung von Risikofaktoren, die zur Ausübung von Gewalt in LST* Beziehungen beitragen, nicht ohne weiteres herangezogen werden, denn Sucht ist hier eher ein Indikator für einen hohen Minoritätenstress und gilt als Bewältigungsstrategie für das Erleben von Minoritätenstress.

Verschiedene Studien zeigen zudem, dass der Anteil an bidirektionalen Gewaltdynamiken höher ist als in heterosexuellen Beziehungen (Bartholomew et al., 2008). In bidirektionalen Gewaltdynamiken können beide Partner_innen zu unterschiedlichen Begebenheiten Gewalt verüben, d.h. Opfer werden oder aber Täterin sein (Ohms, 2008).

Hinsichtlich der Ausübung von Gewalt in der heterosexuellen Partnerschaft verändert sich langsam das gesellschaftliche Klima und gewaltausübende Männer müssen inzwischen mit deutlichen Sanktionen rechnen, jedoch innerhalb der LST* Communitys ist die Gewalt in lesbischen, schwulen oder trans* Beziehungen stark tabuisiert. Das zeigt sich vor allem durch einen Mangel an Diskurs zu diesem Thema, es wird einfach verschwiegen. Dies erschwert es denjenigen, die Gewalt erleben, aber auch denjenigen, die Gewalt verüben, gewalttätiges Verhalten zu benennen und entsprechende Hilfe und Unterstützung in Anspruch zu nehmen.

Eine intersektionale Betrachtung weist auf weitere Problemstellungen hin, die sich durch die Zugehörigkeit zu mehreren vulnerablen gesellschaftlichen Gruppen ergeben: Es können in der Partner_innenschaft Abhängigkeiten entstehen, die durch äußere Rahmenbedingungen erst ermöglicht oder noch verstärkt werden.

Der Umstand, gleich mehreren diskriminierten sozialen Gruppen anzugehören, erschwert es den Betroffenen zusätzlich, Hilfe und Unterstützung einzuholen. In den LST* Communitys treffen sie nicht nur auf eine Mauer des Schweigens, was die Gewalt in der Partner_innenschaft angeht, sondern auch auf Diskriminierungen wegen anderer Aspekte ihres Soseins. In Communitys, die der Selbstvergewisserung dieser anderen Aspekte ihres Seins dienen, können homo- und transnegative Vorurteile und Ansichten vorherrschen, die es wiederum verunmöglichen, den Kontext der Erfahrung von Gewalt in der Beziehung zu beschreiben. Weder da noch dort Hilfe und Unterstützung einholen zu können, führt zwangsläufig in die Isolation.

Hinzu kommt, dass etablierte Präventions- und Interventionsmechanismen heteronormativ ausgerichtet sind und daher kaum in der Lage sind, LST*-Opfern von Gewalt in der Partner_innenschaft oder auch den LST*-Täter_innen angemessene Unterstützung zu gewährleisten. Die meisten Frauenberatungsstellen begreifen sich vorrangig als Opferberatungsstellen, während sich die meisten Angebote für Täter an Männer richten. Die Frauenhäuser bieten Frauen Schutz, meist sind damit jedoch heterosexuelle Cis-Frauen gemeint.

Die oft geäußerte Maxime „Uns sind alle Frauen willkommen“ genügt keinesfalls, um eine Zugänglichkeit für lesbische oder trans* Frauen herzustellen. Da bedarf es einfach mehr.

Für die psychotherapeutische oder beratende Arbeit mit Lesben, Schwulen und Trans* ist es daher zwingend notwendig, die besonderen Vulnerabilitäten und ihren Einfluss auf die Lebensweise und Lebensqualität zu berücksichtigen, d.h. eine sogenannte Lebensweisenkompetenz zu entwickeln. Zahlreiche Diskriminierungen und mögliche Gewalterfahrungen führen zu einem erhöhten Misstrauen gegenüber denjenigen, die unterstützend tätig sind. Daher müssen deutliche Signale gesetzt werden, die eine affirmative Haltung gegenüber geschlechtlicher und sexueller Vielfalt vermitteln.

Auch müssen die syndemischen Effekte von Mehrfachdiskriminierungen im Kontext von Vulnerabilität und Resilienz in die therapeutische und beratende Arbeit einbezogen werden.

Geht es zudem um Gewalt- oder Diskriminierungserfahrungen, muss berücksichtigt werden, dass deren Thematisierung auch eine Benennung der sexuellen oder geschlechtlichen Identität mit sich bringt – und jene daher möglicherweise erst später im Beratungsprozess benannt werden. Eine zentrale Möglichkeit, verschiedene Hürden der Beratung abzumildern, besteht darin, ein Peer-to-Peer-Setting zu schaffen, in dem der_die Therapeut_in oder Berater_in leibhaftig die Lebenserfahrungen des_der Klient_in verkörpert.

Autorin

Constance Ohms, Dr., freiberufliche Sozialwissenschaftlerin, Gründerin und Vorstand des Bundesverbands Broken Rainbow e.V., der sich mit Gewaltprävention, -intervention und Antidiskriminierungsarbeit befasst. Thematische Schwerpunkte: Effekte von Mehrfachdiskriminierung auf die Resilienz besonders vulnerabler gesellschaftlicher Gruppen, häusliche Gewalt in gleichgeschlechtlichen und trans*Partner_innenschaften.

Korrespondenz

E-Mail: projektwissen@yahoo.com

Literatur

- Agentur der Europäischen Union für Grundrechte (2013). LGBT-Erhebung in der EU – Erhebung unter Lesben, Schwulen, Bisexuellen und Transgender-Personen in der Europäischen Union: Ergebnisse auf einen Blick. Luxemburg: Amt für Veröffentlichungen der Europäischen Union. Details für einzelne Staaten verfügbar unter: <http://fra.europa.eu/DVS/DVT/lgbt.php>.
- Bartholomew, K., Regan, K. V., White, M. A., & Oram, D. (2008). Patterns of abuse in male same-sex relationships. *Violence and Victims*, 23, 617–636.
- Corliss, H. L., Goodenow, C. S., Nichols, L., & Austin, S. B. (2011). High burden of homelessness among sexual-minority adolescents: findings from a representative Massachusetts high school sample. *American Journal of Public Health*, 101, 1683–1689.
- Dennert, G. (2006). Die psychische Gesundheit von Lesben und Schwulen: eine Übersicht europäischer Studien. *Verhaltenstherapie und Psychosoziale Praxis*, 38, 559–576.
- Fuchs, W./Ghattas, D.C. et. al: Studie zur Lebenssituation von Transsexuellen in Nordrhein-Westfalen.
Download: lsvd.de/fileadmin/pics/Dokumente/TSG/Studie_NRW.pdf
- Geijtenbeek, L., & Plug, E. (2015). Is there a penalty for becoming a woman? Is there a premium for becoming a man? Evidence from a sample of transsexual workers. IZA Discussion Paper Nr. 9077. Bonn: Forschungsinstitut für die Zukunft der Arbeit.
- Göth, M., & Kohn, R. (2014). Sexuelle Orientierung in Psychotherapie und Beratung. Berlin: Springer Medizin.
- Heitmeyer, W. (Hrsg.) (2011). Deutsche Zustände, Folge 10. Berlin: Suhrkamp.
- Henderson, L. (2003): Prevalence of domestic violence among lesbians and gay men. Sigma Research.
Download: sigmaresearch.org.uk/files/report2003.pdf
- Krell, Claudia/Oldemeier, Kerstin (2015): Coming-out – und dann ...? Ein DJI Forschungsprojekt zur Lebenssituation lesbischer, schwuler, bisexuelle und trans* Jugendlicher und junger Erwachsener. Quelle: www.dji.de
- Krell, Claudia (2013): Lebenssituationen und Diskriminierungserfahrungen von homosexuellen Jugendlichen in Deutschland. Quelle: www.dji.de
- Langer, P. C. (2009). Beschädigte Identität: Dynamiken des sexuellen Risikoverhaltens schwuler und bisexueller Männer. Wiesbaden: VS, Verlag für Sozialwissenschaften.
- National Center for Injury Prevention and Control (2010): NISVS: An overview of 2010 Findings on Victimization by Sexual Orientation. Quelle: <https://www.cdc.gov/violenceprevention/intimatepartnerviolence/datasources.html>
- Ohms, C. (2000). Gewalt gegen Lesben. Berlin: Querverlag.
- Ohms, C. (2008). Das Fremde in mir: Gewaltdynamiken in Liebesbeziehungen zwischen Frauen; soziologische Perspektiven auf ein Tabuthema. Bielefeld: Transcript.
- Ohms, C. (2014). Spagat ins Glück: Lesben und Schwule mit Migrationsbiografie. Berlin: Querverlag.
- Olson, K., Durwood, L., DeMeules, M., & McLaughling, K. A. (2016). Mental health of transgender children who are supported in their identities. *Pediatrics*, 137(3), e20153223. DOI 10.1542/peds.2015-3223.
- Richter-Appelt, H., & Nieder, T. O. (Hrsg.) (2014). Transgender-Gesundheitsversorgung: eine kommentierte Herausgabe der Standards of Care der World Professional Association for Transgender Health. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Sandfort, T. G., de Graaf, R., Bijl, R. V., & Schnabel, P. (2001). Same-sex sexual behavior and psychiatric disorders: findings from Netherlands Mental Health Survey and Incidence Study (NEMESIS). *Archives of General Psychiatry* 58, 85–91.
- Sigusch, V. (1992). Geschlechtswechsel. Hamburg: Klein.
- Voß, H.-J. (2010). Making sex revisited: Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive. Bielefeld: Transcript.
- Voß, H.-J. (2011). Geschlecht: wider die Natürlichkeit. Stuttgart: Schmetterling-Verlag.
- Wolf, G. (2004). Erfahrungen und gesundheitliche Entwicklungen lesbischer Frauen im Coming-out-Prozess. Herbolzheim: Centaurus-Verlag.
- Zick, Andreas/Klein, Anna (2014): Fragile Mitte – Feindselige Zustände. Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland. Dietzverlag, Bonn.

Intersectionnalité dans l'accompagnement psychosocial des expériences de violence et/ou de discrimination faites par les lesbiennes, les gays et les trans*

La vulnérabilité particulière des lesbiennes, des bisexuels, des gays et des trans* s'explique par la sanction à laquelle les expose leur supposée transgression des normes.

Les personnes concernées ont conscience de ce phénomène. Le fait d'être victimes de ces discriminations et/ou de ces violences, et de les craindre, génère un stress psychosocial spécifique dû à leur statut de minorité. Mais dans la mesure où ce stress psychique est variable d'une personne LGBT à une autre, il est nécessaire de déterminer quelles sont les ressources individuelles et sociales qui permettent de rester positif ou de renouer avec les aspects positifs de la vie. Il semble que les facteurs capables d'aider à retrouver ce positivisme peuvent tout aussi bien contribuer à accentuer la vulnérabilité des personnes concernées : il s'agit essentiellement de la famille d'origine et de la communauté dont font partie les individus.

Mais l'orientation sexuelle et l'identité sexuelle ne sont pas les seuls facteurs discriminants qui peuvent porter préjudice aux individus ou leur valoir des actes de violence : c'est aussi le cas pour l'origine ethnique, la couleur de peau, un handicap, une appartenance religieuse (ou le fait même de ne pas avoir de religion), l'âge, le statut social, etc. L'appartenance à plusieurs groupes sociaux défavorisés peut multiplier les obstacles, pour les personnes victimes de violence ou de discrimination, dans la recherche d'aide et de soutien. À l'inverse, certains privilèges, par exemple le fait d'appartenir à une couche moyenne ou élevée ou bien de posséder un bon degré d'éducation, facilitent le recours à des aides.

Lorsque la violence émane du conjoint ou de l'entourage proche, la vulnérabilité joue un rôle central : elle complique particulièrement le recours à des aides pour la victime de violence, mais aussi pour son auteur, car il faut alors en passer par deux «coming-out» : indiquer son orientation sexuelle ou son identité sexuelle à son interlocuteur, et préciser les circonstances dans lesquelles s'est exercée la violence de la part du conjoint. L'aspect particulier de la vulnérabilité joue également un rôle central dans la dynamique de la violence : elle est utilisée pour asseoir une domination et un pouvoir. Ainsi le statut résidentiel précaire d'un partenaire peut être «exploité» afin de prendre le contrôle et le pouvoir sur lui.

Dans le cadre d'une aide psychosociale ou d'une psychothérapie, il est par conséquent indispensable d'en permettre l'accès à des personnes appartenant à des groupes particulièrement vulnérables pour qu'ils puissent y avoir recours. Par ailleurs, le conseiller/thérapeute doit avoir conscience que l'appartenance à un groupe vulnérable a un impact fort sur le processus de consultation lui-même : Ceux qui appartiennent à des groupes vulnérables ont déjà fait l'expérience de la discrimination et sont donc à la fois critiques et sensibles à l'égard d'éventuelles discriminations. Il arrive que les expériences essentielles de violence, par exemple dans le couple ou par un membre de la famille d'origine, ne soit évoqué que très tardivement dans la consultation. Les situations spécifiques qui découlent de l'appartenance à plusieurs groupes sociaux discriminés nécessitent une identification des ressources spécifiques de résilience et leur encouragement. Ce qui n'est possible que si le thérapeute/conseiller connaît suffisamment bien le contexte dans lequel vivent les LGBT*IQ.

Mots clés: vulnérabilité, identité sexuelle, discriminations multiples, violence domestique, tabou, obstacle à l'accessibilité

Auteure

Constance Ohms, docteur en sciences sociales, exerce en libéral. Fondatrice et présidente de l'association allemande «Broken Rainbow», qui lutte contre la violence et les discriminations. Axes thématiques : Effets des discriminations multiples sur la capacité de résilience dans les groupes particulièrement vulnérables, violence domestique dans les couples homosexuels et trans*.